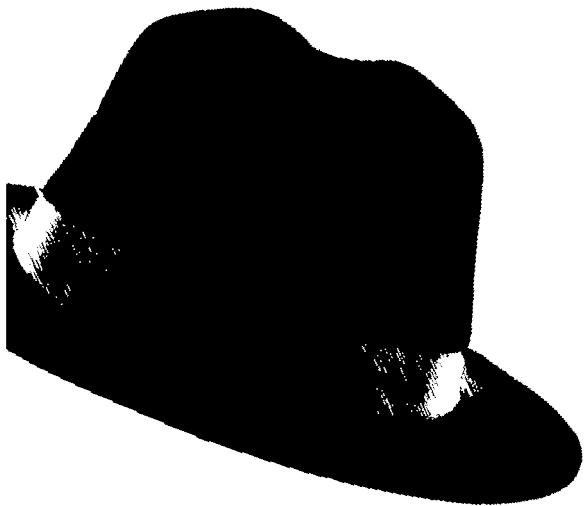


**Roswitha  
Quadflieg**



**EIN  
MANN  
SEINER  
ZEIT**



Roman

**Faber & Faber**

*Unter all den stummen Erfahrungen  
sind diejenigen verborgen,  
die unserem Leben unbemerkt  
seine Form, seine Färbung und  
seine Melodie geben.*

Pascal Mercier

*Verstehen kann man das Leben  
oft nur rückwärts,  
doch leben muss man es  
vorwärts.*

Søren Aabye Kierkegaard

## ERSTER TAG

Aus dem Urteil des Bundesverfassungsgerichts  
in Karlsruhe vom 26. Februar 2020

1.
  - a) Das allgemeine Persönlichkeitsrecht umfasst als Ausdruck persönlicher Autonomie ein Recht auf selbstbestimmtes Sterben.
  - b) Das Recht auf selbstbestimmtes Sterben schließt die Freiheit ein, sich das Leben zu nehmen. Die Entscheidung des Einzelnen, seinem Leben entsprechend seinem Verständnis von Lebensqualität und Sinnhaftigkeit der eigenen Existenz ein Ende zu setzen, ist im Ausgangspunkt als Akt autonomer Selbstbestimmung von Staat und Gesellschaft zu respektieren.
  - c) Die Freiheit, sich das Leben zu nehmen, umfasst auch die Freiheit, hierfür bei Dritten Hilfe zu suchen und Hilfe, soweit sie angeboten wird, in Anspruch zu nehmen.

»Also gut, ich traue mich jetzt mal: Ich heiße Paul Gärtner, heute ist der 23. August 2020, Sonntag, fast 7 Uhr. Und das hier ist ein Test.«

Paul drückt die Stopp-Taste, dann auf Wiedergabe und hört sich an, was er eben gesprochen hat. Prima! Scheint nicht so kompliziert zu sein, wie er befürchtet hatte. Er trifft sogar die Tasten, trotz des leichten Tremors in seiner rechten Hand.

Weiter gehts. Rec-Taste.

»Okay, läuft.

Vor ein paar Tagen habe ich mir diesen Rekorder im Internet bestellt, samt Batterien und zwei SD-Karten. Ich habe mich belesen, die sollten eine gute Strecke weit reichen. Mal sehen, was mir so einfällt. Gar nicht so einfach, unter zig Geräten das für mich passende zu finden.

Gestern Abend brachte Kuno das kleine Päckchen mit herein. Für die Zeit, in der Ayla verreist ist, haben wir einen Zettel an die Haustür geheftet, auf dem steht, dass Post, die nicht in den Briefkasten passt, vor der Tür deponiert werden darf. Dann muss nach dem Klingeln niemand warten, bis ich mit meinem Rollstuhl angeeiert komme, und in unserer Gegend klaut niemand was weg. Kuno hat sogar einen kleinen Comic gezeichnet, für die, deren Deutschkenntnisse für den Hinweis auf dem Zettel noch nicht ausreichen. Damit muss man immer rechnen. In unserer Gegend arbeiten viele Geflüchtete bei der Post.

Kuno war neugierig und hätte gerne gewusst, was in dem Päckchen ist, ich habe es aber jetzt erst ausgepackt – ich bin sehr aufgeregt.«

Sicherheitshalber stoppt Paul erneut, drückt die Wiedergabe-Taste und lauscht. Alles bestens, jetzt kann nichts mehr schiefgehen.

»In weniger als einem Monat werde ich fünfundsiebzig Jahre alt, und ich habe mir vorgenommen, mein Leben zu dokumentieren. Aber nicht in der Art, wie es viele meiner Zeitgenossen tun, die trockene Nachrufe verfassen, welche dann an ihren Gräbern verlesen werden. Bei mir gibt es viel zu viel Stoff. Um mich herum türmt sich ein ungeordnetes Archiv. Ich war schon als Junge ein Sammler. Kein Papierschnipsel, dem ich Bedeutung beimaß, durfte weggeworfen werden. Und so hat sich im Lauf der Jahre einiges angesammelt. In diesem Zimmer – und auch in meinem Kopf.

Zurück zu meiner Frage nach der Form für meine Dokumentation. Die zündende Idee kam, als ich vor ein paar Tagen wieder einmal Wim Wenders Film *Lisbon Story* sah. Anlässlich seines 75. Geburtstags sind momentan fast alle seine Filme in der Mediathek abrufbar – ja, er und ich sind derselbe Jahrgang.

In *Lisbon Story* läuft dieser wunderbare, wahnwitzige Rüdiger Vogler in der Rolle des Toningenieurs und Geräuschemachers Philipp Winter mit einem Mikrofon durch die Straßen – wie bei Profis üblich, befestigt an einer langen Stange und mit Windschutz ausgestattet –, um schon mal Audiomaterial für den geplanten Film seines Freundes Monroe einzufangen. Sehr komisch! Per Postkarte hatte dieser ihn um Hilfe gebeten. Als Philipp eintrifft, ist Monroe jedoch verschwunden. Philipps Umherlaufen mit diesem Ungetüm hat, neben der Komik, einen sehr speziellen Effekt: Es führt sämtliche Geräusche vor Augen, teilt ihnen in gewisser Weise eine eigene Erzählebene zu.

Ich hoffe, das war jetzt nicht zu verwirrend, aber ich setze mal voraus, dass jeder, nicht nur in meiner Generation, diesen Film kennt. Falls nicht, sollte er das schnellstens nachholen. Es spielt überhaupt keine Rolle, dass er schon 1994 gedreht wurde. Ich habe ihn schon x-mal gesehen, er ist immer wieder großartig. Und jetzt habe ich Folgendes vor: Mit diesem Rekorder in der Hand werde ich mein Leben, mein eigenes Lissabon, um bei diesem Bild zu bleiben, in Gedanken durchstreifen – tatsächlich einige Orte aufzusuchen geht leider nicht, weil ich noch im Rollstuhl sitze – und meine eigene Stimme als Tonmaterial einfangen. Und sie wird alles erzählen. Was war und was ist. Wem? Euch, der Welt – egal! Wer sich das eines Tages anhört, mag sich wundern, was der alte Paul da so in den Wind gesprochen hat . . .«

Paul stoppt. Was war das denn eben? Früher war er es gewohnt, wenn er sprach, zu anderen zu sprechen. Zu Schülern oder Seminarteilnehmern, in Ausschüssen oder Bürgergruppen. Seine Stimme brauchte das Gegenüber. Und hier? Was passiert hier? Auf jeden Fall etwas Irrwitziges. Er liegt in seinem Bett, denkt an Philip Winter, der mit einem Mikrofon durch Lissabon rennt, und redet los. Aber im Alter darf man sich auch mal etwas herausnehmen, verrückt, schräg und unlogisch sein. Ich habe diese unbedingte Ernsthaftigkeit satt, selbst wenn es um ernsthafte Themen geht.

Ein Blick aufs Display: Drei Aufnahmen, mit fortlaufenden Nummern gelistet. Grandios! Das kleine Gerät verfügt über ein Ordnungsprinzip, das Paul hörbar machen kann:

»Den Test eingerechnet, kommt jetzt bereits Aufnahme 4:

Ist das nicht fantastisch? Kaum hat der alte Gärtner so'n Ding in der Hand, wird er kreativ. Ihr werdet ja sehen, wohin das führt.« Paul lacht. »Ich rede jetzt einfach drauflos, wie mir der Schnabel gewachsen ist, ohne mich zu korrigieren, ohne mich um eine Chronologie zu scheren. Wozu der Herr Lehrer angehalten war, seine Schüler zu trimmen, und was ihre Aufsätze so langweilig machte. Vielleicht gelingt es mir ja, euch in den Bann zu ziehen.« Paul räuspert sich. »Zurzeit stört mich niemand, der erste Stock des Hauses steht leer. Ayla ist mit Amar und Milad zu ihrer Schwester nach Hamburg gefahren, um sich dort noch ein paar Tage zu erholen, bevor das Baby kommt. Ja, sie ist tatsächlich zum dritten Mal schwanger. Ihre Sache. Darauf komme ich noch. Wie ein breiter Theatervorhang, der das Eigentliche verbirgt, ziehen sich die Tage hin. Schönes Bild, oder? Ich bin nämlich sicher, dass in meinem Leben noch irgendwas kommt, etwas komplett Überraschendes. Aus dem Verborgenen.

Es bestehe durchaus noch Hoffnung, dass sich mein Allgemeinzustand bessert, murmelten die Propheten in Weiß, als sie mir den letzten Entlassungsbrief in die Hand drückten und unverhohlen froh waren, mich endlich los zu sein. Das beruhte auf Gegenseitigkeit.«

Paul stoppt. Sein Hals kratzt. Er ist es nicht mehr gewohnt, längere Zeit laut und deutlich zu sprechen. Ein Schluck Wasser aus dem Glas, das immer auf seinem Nachtschrank bereitsteht, und weiter. Rec-Taste.

»Aufnahme 5:

Ja, stimmt, ich war Lehrer und Erzieher, hört sich vielleicht nicht so prickelnd an? Gebt mir eine Chance! Es geht hier nämlich um noch viel mehr, und außerdem habe ich meine Sache anders vertreten als die meisten Damen und Herren Kollegen, und manch einer verstörten Seele wieder auf die Beine geholfen. Kann man das so sagen? Oder wäre das in einem Schulheft ein fetter Fehler? Seelen auf die Beine helfen? Scheiß drauf! Vielleicht habe ich es sogar geschafft, dieser ›German Angst‹ vorzubeugen, die momentan grassiert. Für mich eindeutig die Folge mieser Kriegs- und Nachkriegspädagogik. So ein Satz fordert zum Widerspruch heraus, klar, ist mir jetzt aber egal. Ich kann hier sagen, was ich will, und bin niemandem Rechenschaft schuldig. Keinem Schuldirektor und keiner Elternvertretung.

Leider muss ich zugeben, dass auch ich irgendwann in diese dämliche Lehrerfalle tappte – permanente Besserwisseri. Was mir

aber erst mit einigem Abstand vom Berufsleben klar wurde. Und wie jeder weiß, behebt eine Erkenntnis nicht gleich das Problem. Meine zweite Frau hat mich deswegen ab einem bestimmten Zeitpunkt regelrecht gehasst. Behaupte ich jetzt mal. Wir haben nie darüber gesprochen. Trotzdem, trotz unserer irgendwann großen Entfremdung, war es für sie ein Schock, als Olga mich, einen damals Anfang Fünfzigjährigen, komplett aus der Bahn schmiss. Die klassische Nummer, junge Frau angelt sich über dreißig Jahre älteren Mann und krepelt ihn komplett um. Musste das sein? Ich hatte genügend Frauen in meinem Leben. Aber die Biologie tickt anders. Als mein Zögling Caro dieses Mädchen Olga aus Moldawien in Olhos de Água anschleppte, verknallte ich mich sofort in sie. Alles andere war mir komplett egal. Aber jetzt greife ich wirklich zu weit vor. Portugal, Olhos, *Novo Começo* sind noch lange nicht dran.«

Paul stoppt. Also doch eine Chronologie, Herr Lehrer? Wie sonst wäre diesem Wust beizukommen? Irgendeine Leitplanke müsste her, an der er sich entlanghangeln könnte. Er drückt wieder die Rec-Taste.

»Aufnahme 6:

Unbestritten, ich war immer – und bin es noch – was man einen unbequemen Zeitgenossen nennt. Das hat mein Leben nicht leichter gemacht, aber sinnerfüllter. Wie es dazu kam? Der Dichter Günter Eich ist schuld. Als fast Erwachsener verschlang ich seine Werke. ›Seid unbequem, seid Sand, nicht das Öl im Getriebe der Welt!‹, schrieb er 1951 unter die Textfassung seines Hörspielzyklus *Träume*. Anfang der 60er-Jahre führten wir den ersten Traum als Lesung in einem Jugendlager in der Lüneburger Heide auf. Ein Alptraum. Eine kleine Menschengruppe, schon für Jahre eingesperrt in einen Güterwaggon, verlernt die Wirklichkeit und verschließt augenblicklich das Loch in der Wand, durch das sie sich für einen Moment zeigt.

Nach der Ursendung sollen, wie ich gehört hatte, Hunderte von Protestbriefen im Sender eingegangen sein. Das elektrisierte mich. Ich war nicht bereit, mir die Wirklichkeit durch die Verlockungen einer Wirtschaftswunder-Bundesrepublik vernebeln zu lassen, und schrieb mir Eichs Satz auf die eigene Fahne. Was keineswegs als Link in Richtung ›Heldentum‹ verstanden werden soll. So war mein Strickmuster. Punkt.

Momentan, ihr habt das richtig verstanden, bin ich noch ein sogenannter Pflegefall. Trotzdem versuche ich weiter, Sand im Getriebe zu sein. Via Blog auf meiner Homepage, wo es um Themen wie

das Recht auf selbstbestimmtes Sterben, die weitere Verfolgung von Nazi-Tätern, den #Täterkinder und die jetzt anlaufenden Diskussionen zum Thema ›Verschickungskinder‹ geht. Später mehr dazu.

Stichwort Pflegefall. Ich habe in den letzten vier Jahren tatsächlich einiges hinter mich gebracht. Burkitt-Lymphom, Chemotherapie, die sich über Monate hinzog, zwei Lungenentzündungen, Hirninfarkt, Nierenversagen ... «

Paul stoppt. Mehr aufzuzählen wäre unglaublich. Müßig ebenfalls, die Zustände beschreiben zu wollen, die er Geisterbahn nennt, in denen sich menschliche Gesichter wie aus dem Nichts über ihn beugten, ihn etwas fragten, womit er nichts anzufangen wusste, und wieder verschwanden. In denen er fremdartige Musik und Geräusche hörte, sich durch sonderbare Landschaften fortbewegte, zwischen Pyramiden umherirrte, alles um ihn sandsteingelb war, auch der Himmel und die Kleider der Menschen. Als Junge hatte er sich für Pyramiden interessiert, aber so machten sie ihm Angst.

»Aufnahme 7:

Es half mir nichts, wenn man mir erklärte, dass die Bilder, die ich unter Narkose sah, Nebenwirkungen des Medikaments seien und dass jeder Patient seine eigenen imaginäre. Eine Ärztin meinte, Pyramiden seien doch großartig, und ich versprach ihr, sie beim nächsten Mal mitzunehmen. Ihre Antwort: Sie sind mir ja ein Scherzkeks.

Und so wurde der Scherzkeks Paul Gärtner etwa vier Jahre lang – mit kurzen Unterbrechungen, genannt ›Heimurlaub‹ – von einem Klinikum zum nächsten gereicht, und ich lernte etliche der Orte kennen, die sich unser Gesundheitssystem zur Wiedergewinnung von Lebensmut erdacht hat. Wobei die meisten – geschuldet einem Massenbetrieb – eher das Gegenteil bewirken. Jedenfalls bei mir. Den Aufenthalt in der ›Geriatrischen Rehabilitation‹ habe ich nur mit meiner im Laufe der Zeit erworbenen Technik überlebt, die Vogelperspektive einzunehmen, alles von weit oben mit viel Abstand zu betrachten und mich kaputtzulachen. Es ist unbeschreiblich, was da passiert.

Mit all diesen Maßnahmen ist jetzt aber Schluss, seit gut drei Monaten lebe ich wieder in meinen eigenen vier Wänden.

Morgens und abends versorgt mich der Pflegedienst IMMER DA. Morgens kommt Irene, gleich wird sie hier sein. Sie hilft mir vom Bett in den Rollstuhl und sorgt dafür, dass ich ein einigermaßen ansehnliches Wesen bleibe. Immerhin sind meine Haare jetzt so weit

nachgewachsen, dass man von Frisur sprechen kann.« Paul grinst und streicht sich mit der Linken über den Kopf, als wolle er seine Behauptung überprüfen. »Nachteil, sie müssen gewaschen werden. Und sonst? Interessiert es euch, wie ich aussehe? Lang und dürr. Nicht schön. Man soll nicht lügen. Früher hieß es, ich sei attraktiv. Schwarzhaarig, kräftig, sportlich.« Paul lacht.

»Morgens also Irene, abends Kuno. Ihn erwähnte ich schon. Ein neunzehnjähriger junger Mann mit Mosaik-Trisomie in sehr schwacher Form, worüber er offen spricht und dabei schelmisch grinst. Wenn er aufgeregt ist, stottert er. Spielt keine Rolle, ich verstehe ihn trotzdem. Ehe er mir zurück ins Bett hilft, belegt er mir mit seinen weichen Knubbelfingern zwei Brote, Käse und Wurst. Aber vorher kicken wir. Wilde Runden! Seinen Tischkicker kutschiert er auf seinem Lastenfahrrad durch die Gegend. Dieses Vehikel hat den großen Vorteil, dass Kuno nie im Stau hängen bleibt und meistens pünktlich ist, vorausgesetzt, ihm läuft kein Mädchen über den Weg, dessen Aufmerksamkeit er zu wecken versucht. Bisher leider immer ohne Erfolg. Kuno organisiert seine Touren so, dass ich sein letzter Kunde bin. So bleibt uns genügend Zeit für das, was nicht im Leistungskatalog des Pflegedienstes steht.

Den Tischkicker vom Rollstuhl aus zu bedienen ist übrigens keine leichte Sache, macht aber einen Heidenspaß, und Kuno lacht sich kaputt, wenn meine Kicker sich im Eifer komplett verheddern, und dann nichts mehr geht. Missgeschicke anderer, seine Highlights. Dann ist endlich einmal nicht er das letzte Rad am Wagen. Seine Mutter, sagt er, frotzele manchmal mit ihm: Du hast das Missgeschick wohl gepachtet. Aber Kuno hat gelernt gegenzuhalten: Wenn er einem seiner Patienten den Arsch abwischt, kommt jeder auf seine Kosten.

Ich hoffe, ihr seid jetzt neugierig auf ihn.«

Paul stoppt und überlegt, ob jetzt nicht Aylas Geschichte dran wäre, um seine etwas ungewöhnliche häusliche Situation zu klären. Warum? Er lacht. Wie schwer es fällt, die Rolle des Korrektors abzulegen.

»Aufnahme 8:

Zunächst möchte ich ein Thema erörtern, das mich schon seit Jahren beschäftigt und für das ich mich mit allen mir noch zur Verfügung stehenden Mitteln einsetze: Jeder in diesem Land soll sterben dürfen, wenn er es will. Wenn es für ihn an der Zeit ist, und nicht erst dann, wenn Medizinmänner, am Ende ihrer Weisheit, den Stecker ziehen. Niemand soll in ein anderes Land fahren und hohe Summen

entrichten müssen, um die letzte große Reise erfolgreich antreten zu können.

Ein Rechtsanwalt steht mir zur Seite, bremst meinen Hang, in Diskussionen ironisch oder aggressiv zu sein, verfasst sämtliche Schriftsätze und ist mir ein guter Freund geworden. Wir – und eine Reihe von Mitstreitern – sind durchaus stolz darauf, einen nicht geringen Anteil an dem ›epochalen Urteil‹ zu haben, wie es in der Presse hieß, das am 26. Februar dieses Jahres vom Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe gesprochen wurde und jedem Menschen das Recht auf einen assistierten Suizid einräumt. Egal aus welchen Gründen, egal, in welchem Alter er ist.

Mediziner, Juristen, Politiker, vor allem aber Theologen müssen endlich lernen, auch Menschen wie mich, Nichtmediziner und Atheisten, ganz normale Bürger, als autonom zu respektieren und ihren Willen zu achten. Auch ihren letzten, womit ich jetzt nicht mein Testament meine – das seltsamerweise sogar über meinen Tod hinaus unangefochten Geltung hat. Ich habe mein Leben lang über mich selbst bestimmt, mich weder zu einer Handlung noch zu einer Haltung zwingen lassen, die ich für falsch hielt. Wie zum Beispiel die, dass es rechtens sei, Menschen, die die Absicht hegten, eine Landesgrenze zu ›verletzen‹, zu erschießen. Kein System entschuldigt solche Verbrechen! Vor zehn Tagen wurde in den Medien wieder an den 13. August 1961 erinnert, den Tag, an dem die Berliner Mauer gebaut wurde. Fast genau einen Monat vor meinem sechzehnten Geburtstag. Ich kam am 15. September 1945 in Hamburg zur Welt, sagte ich das schon?« Paul überlegt, er ist sich nicht sicher. »Egal, ein paar Wiederholungen werdet ihr in Kauf nehmen müssen. Irgendwann erreichte die Kunde von solch kruden DDR-Denkweisen sogar unsere enge Wohnung in Barmbek, wo ich zusammen mit meiner Mutter Emma und meiner sieben Jahre älteren Schwester Ulla lebte. Ein Jahr nach dem Mauerbau besuchte ich eine etwa gleichaltrige Freundin in Berlin-Charlottenburg, die ich in einem dieser Jugendlager in der Lüneburger Heide kennenlernte, und ihr älterer Bruder gurkte uns mit seinem klapprigen Käfer durch die Stadt, zeigte uns abgeriegelte Straßen und führte uns auf Besucherplattformen an der Mauer. Fröhlich winkten wir in den Osten hinüber, aber ich war mir nicht sicher, ob die Menschen auf der anderen Seite das mochten. Die Mutter dieser Freundin schleppte uns in ein riesiges Kino, der Film hieß *Frühstück bei Tiffany*, und ich hatte den Verdacht, dass ihr Wunsch, Audrey Hepburn zu sehen, stärker war als die Überlegung, ob dieser Film der richtige für ihre Tochter und deren Freund war. Ich jedenfalls verstand

nichts – aber *River Moon* zu hören und dabei die Hand der Freundin im dunklen Kinosaal zu spüren, war ... heute würde man wahrscheinlich sagen, great.

Oje, jetzt habe ich mich aber verzettelt! Das war vorauszusehen, wenn einer wie ich sich so ein –«

Paul drückt die Stopp-Taste, weil er hört, dass die Haustür abgeschlossen wird, kurz darauf trällert Irenes »Guten Morgen!« zu ihm herein, während sie ihre Jacke in der Garderobe aufhängt. Es folgen die vertrauten Geräusche ihres Hantierens in der Küche: Anknipsen des Wasserkochers, Kraspeln der Maschine, die zwei Scheiben Brot schneidet. Auch dass Irene dabei mit dem Fuß gegen den Küchenstuhl stößt, dringt bis zu ihm, ein höchst unangenehmes Geräusch, das sie aber offensichtlich jeden Morgen braucht. Vielleicht als Fanal, das klarstellt, wer hier für die nächste knappe Stunde der Boss ist. Wenn es nach ihr ginge, würde sie sofort überall aufräumen, aber ihr Dienstplan stoppt diesen Impuls und verhindert, dass es hier richtig Krach gibt. Paul schmunzelt und legt seine FFP2-Maske bereit. Doch bevor er sie aufsetzt, will er seinem letzten Gedanken noch diesen hinzufügen:

»Aufnahme 9:

Korrektur bezüglich Selbstbestimmung: Als ich acht Jahre alt war, ein dünnes, hibbeliges Kind, schickte mich meine Mutter zur Kur in ein Kinderheim nach Wyk auf Föhr. Auf eine Insel im tosenden Meer! Wie großartig hatte ich mir das vorgestellt und gehofft, am Strand Seeigel und Muscheln zu finden. Doch schon beim ersten Abendbrot platzten alle Träume, weil eine der Erzieherinnen mich zwang, drei dicke Scheiben Blutwurst, die dunkelrot und kalt vor mir auf dem Teller lagen, aufzuessen. Und als ich mich erbrach, weil Blutwurst der absolute Horror für mich ist, verlangte sie, dass ich auch das Erbrochene aß. Eine unfassbare Demütigung, die meinen Aufenthalt zur Hölle machte und mich bis heute beschäftigt, obwohl das Ganze siebenundsechzig Jahre her ist. Ein paar Wochen vorher hatte mein Vater sich das Leben genommen. Worüber in der Familie ...«

Jetzt erscheint Irenes Kopf in der Zimmertür, Mund und Nase vorschriftsmäßig mit der bunten firmenlogobedruckten Maske bedeckt. »Nanu, meckern Sie ab jetzt ins Mikrofon?«

»... allerdings ein Teppich des Schweigens gebreitet war«, beendet Paul rasch seinen Satz, drückt die Stopp-Taste und wendet sich Irene zu: »Gerade fertig, Sie sollten lieber nicht dazwischenreden,

das Gerät ist hochsensibel und zeichnet alles auf. Ich habe mit der Dokumentation meines Jahrhunderts begonnen!« Paul zieht ebenfalls seine Mund-Nasen-Bedenkung auf.

Irene gibt sich Mühe, nicht zu lachen. »Immer hoch hinaus, der Herr Gärtner! Aber so alt sind Sie doch noch gar nicht.« Rasch will sie die Verpackung des Rekorders, die neben dem Bett liegt, wegräumen, aber Paul stoppt ihren Eifer, das werde Kuno übernehmen. Im Übrigen müsse er sich beeilen, niemand wisse, wie viel Zeit ihm noch bleibe. »Aber für die nächste halbe Stunde machen wir eine Pause.«

»Wir?«, frotzelt sie und senkt Pauls Bett auf Rollstuhlhöhe. »Draußen scheint die Sonne.«

»Schön für die Sonne.«

Sie hilft ihm, seinen Platz zu wechseln – noch nicht einmal das schafft er allein –, schiebt ihn zur Toilette, anschließend ins Bad und zelebriert gewissenhaft, aber äußerst zügig ihr Waschritual. Geduscht wird nur einmal pro Woche, das beansprucht zu viel Zeit. Dann sitzt der saubere Senior Paul Gärtner, in seinem grünen Trainingsanzug ordentlich gekleidet, am großen Tisch und nimmt sein Frühstück ein.

Der Tisch! Jeden Morgen wieder freut sich Paul, dass er damals diesen und keinen von den kleineren gewählt hat, die auch zur Auswahl standen. Fast das einzige neu erworbene Möbelstück, das vor vierzehn Jahren zusammen mit den Erbstücken in dieses Haus einzog. Als hätte Paul gehaut, was auf sie beide zukommt. Jetzt muss die große Holzplatte sowohl Esstisch als auch Stellfläche für Kicker und Büro sein. Pauls Laptop ist immer in Reichweite – seine Nabelschnur zur Welt.

Dann wird die Morgendosis unterschiedlich geformter und gefärbter Tabletten geschluckt. Genügend Aktivitäten, um wieder erschöpft zu sein. Wie war das früher? Wecker-Rasseln, aufspringen, duschen, anziehen, ein Brot streichen, während die Kaffeemaschine lief, drei Schluck aus der Tasse, zwei Happen, der Rest wurde, immer auf dem Weg zu einem wichtigen Termin, später verschlungen. Damals und heute – zwei Welten.

»Der Mensch ist ein metaphysisches Massiv.« Diese Feststellung Gottfried Benns beschäftigt Paul seit seiner Krebsdiagnose vor vier Jahren. Zu viel hat er erlebt, was ihm kein Naturwissenschaftler beantworten kann. Woran keiner der Ärzte, denen er in die Hände fiel, Interesse zeigte. Nicht einmal seine Frage, was genau der Körper eigentlich macht, wenn eine Wunde heilt, konnte ihm irgendjemand

befriedigend beantworten. Woher der Impuls des Gewebes, nicht zu verharren, abzusterben, sondern sich zu verändern, zusammenzuwachsen, zu heilen? Eines der Wunder, denen er sein jetziges Leben verdankt. Die Krankheit – eine Zäsur, wenngleich er immer noch Paul Gärtner heißt und seit 2006 am selben Ort, im selben Haus wohnt. Damit muss man erst mal fertig werden, ein anderer in demselben zu sein. Viele seiner alten Freunde haben sich zurückgezogen, vor allem weil sie mit seiner Haltung, seinen Tod autonom bestimmen zu wollen, nicht klarkommen. Egal, er hat neue dazugewonnen, die begreifen, worum es geht.

Irene hat Pauls Bett frisch bezogen, die Wäsche in den Sack gestopft, der jede Woche gegen ein Paket frisch gemangelter Laken und Bezüge eingetauscht wird. Jetzt räumt sie das Geschirr ab und stellt den Hebel der Terrassentür in die Position, in der Paul die große Scheibe selbst beiseiteschieben und mit dem Rollstuhl hinausfahren kann. Falls es nicht zu heiß ist.

»Und? Was haben wir heute noch vor?«, ruft sie ihm zu, während sie ihre Jacke vom Bügel nimmt.

»Ich fahre ans Meer.«

»Viel Spaß!« Sie kommt noch einmal ins Zimmer. »Aber bitte pünktlich zurück sein, sonst fällt Kuno ins Koma.«

»Ich auch.«

»Ich habe Ihren Rekorder auf den Papierstapel gelegt. Obenauf liegt ein Brief Ihres Rechtsanwalts, Sie haben ihn noch nicht geöffnet. Schauen sie lieber nach, vielleicht waren Sie erfolgreich, und Ihr Wunderpulver gibt's jetzt online.«

Paul hört, wie die Haustür ins Schloss fällt, und nimmt seine Maske ab. Schon oft hat er mit Irene über Natrium-Pentobarbital diskutiert, das einzige Medikament, das sicher und sehr rasch nach Einnahme zum Tod führt. Doch sie bleibt dabei, dass man sich nicht über die Natur erheben dürfe. Und wenn er dann spottet, der Mensch sei aber nun mal ein nicht nur natürliches Wesen, hält sie dagegen, eines sauber zu halten reiche ihr.

Paul angelt nach dem Rekorder. Der Papierstapel – Post, Zeitschriften und Bücher – auf einem kleinen Rollwagen wächst täglich an und wird von seinen Helfern abwechselnd nah an den Tisch oder das Pflegebett geschoben. So hat Paul alles stets griffbereit. Auch Telefon und Fernbedienung wandern mit. Der Fernseher ist so aufgestellt, dass er den Bildschirm von beiden Positionen aus gut sehen kann.

»Aufnahme 10:

Diese dumme Nuss! Hat den ganzen Tag mit Pflegebedürftigen oder Leuten zu tun, die in Richtung Ende marschieren, und plappert trotzdem nichts als blanken Unsinn, wenn es um das Thema assistierten Suizid geht. Wie die meisten Menschen. Selbst im Deutschen Bundestag. Es werde zu einem nicht mehr kontrollierbaren Dammbruch führen, verhasste Schwiegermütter würden en masse ins Jenseits befördert, und so weiter und so weiter. Daran hat sich leider auch seit dem Karlsruher Urteil nichts geändert. Momentan diskutiert man lang und breit über das Thema Beratungsstellen. Jeder Abgeordnete tritt seinen selbst ersonnenen Quark breit, wann, wer, wo hingehen soll, um die Ernsthaftigkeit seines Anliegens glaubhaft zu machen und es sich genehmigen zu lassen. Immer häufiger höre ich jetzt das Wort ›Suizidpräventionsgesetz‹. Die Schwerkranken, die sich schon lange nirgendwo mehr hinbewegen können und nur noch händeringend darauf warten, dass ihnen das Recht zuteilwerde, das ihnen in diesem Rechtsstaat zusteht, sind längst aus dem Fokus gerutscht. Was ist denn hier los? Haben Politiker zu viel Angst vor dem eigenen Tod und versuchen deshalb, alles, was damit zusammenhängt, auf die lange Bank zu schieben? Wobei es doch auch zu ihrem Besten wäre, diese Angelegenheit endlich zu klären. Vielleicht wollen auch sie irgendwann Schluss machen. Aber bitte ohne Beratung!

Neulich habe ich was Tolles gehört ... Moment ...« Paul überlegt, wie dieses Formular heißt, das jetzt auf manchen Intensivstationen zur Routine gehört und den Willen eines Akut-Patienten ermittelt. Diese Wortfindungsschwierigkeiten machen ihm zu schaffen. Warum kann sein Hirn denn nicht ... »Ah, jetzt: AND-Formular. ›Allow Natural Death‹. Das muss man sich mal reinziehen! In den Fängen der Hightech-Medizin kann man sich seinen Tod per Stempel genehmigen lassen. Leben wir im Irrenhaus, oder wo?

Kuno und ich reden oft über Sterbehilfe. Jetzt, wo sie nicht mehr strafbar ist, würde er mir sogar beistehen. Mein kleiner Held! Nie würde ich ihm das zumuten. Nur leider haben es Richter Voßkuhle und sein Stab in ihrem ›epochalen Urteil‹ versäumt, auch gleich den Weg zu Natrium-Pentobarbital frei zu machen. Was nützt es, Hilfestellung beim Suizid als Menschenrecht zu würdigen, wenn das entscheidende Medikament nicht greifbar ist? Wir stecken fest! Die nächste Hürde auf dem steinigen Rechtsweg dieses Landes muss genommen und das Betäubungsmittelgesetz geändert werden. Mein Rechtsanwalt und ich haben Klage eingereicht. Stopp.«



Pauls Hand zittert, am liebsten würde er sich in seinem Bett verkriechen, die Decke über den Kopf ziehen, abtauchen. Aber wie? Noch schafft er es nicht, allein in sein Bett zu klettern, und außerdem möchte er seine Überlegungen zu diesem ihm so wichtigen Thema zu Ende führen. Jetzt! Verdammt noch mal!

»Aufnahme 11:

An Pentobarbital kommen bisher nur Tierärzte ran. Tiere werden erlöst, Menschen sollen leiden, weil ein Schöpfer es so will. Angeblich! Wer, bitte, weiß das denn so genau? ›Mercy Killing‹ heißt Sterbehilfe oder Gnadentod auf Englisch. Barmherziges Töten. Sind Ärzte barmherzig?«

Paul stoppt und lässt die lange Riege weißer Kittel, die in den vier Jahren um ihn waren, an seinem inneren Auge vorüberziehen. Am schlimmsten waren diese Eins-Komma-irgendwas-Mädchen, die er lieber auf Modeplakaten bewundert hätte, als sie hilflos fuchtelnd neben seinem Bett zu haben.

»Aufnahme 12:

Man könnte verzweifeln. Palliativmedizin boomt als gigantischer Wirtschaftszweig. Ihre meist teddyhaften Vertreter betonen in jeder Debatte, wie stolz sie darauf sind, Menschen in letzter Minute von einem Suizidgedanken abgebracht und sie stattdessen in die eigene Obhut gerettet zu haben. Weiß man eigentlich, wie viele Branchen insgesamt heute an all denen verdienen, die sich nicht verabschieden können, wie sie es vielleicht wünschen, und stattdessen betüddelt, zwangsernährt und wohlsediert bis zur letzten Entwürdigung ausharren müssen? Vor ein paar Tagen las ich bei dem italienischen Rechtsphilosophen Norberto Bobbio den wunderbaren Satz ... Moment ... «, aus dem Papierstapel auf dem Rollwagen neben sich zieht Paul das Buch *Vom Alter* und sucht nach dem Eselsohr, das er in eine der Seiten geknickt hat. »Hier, hört zu: *In einer Gesellschaft, in der alles einen Preis hat, kann auch das Alter zu einer Ware wie jede andere werden.*« Paul klappt das Buch zu. »Wobei keine noch so gute Palliativmedizin aktive Sterbehilfe ersetzen kann, wie jedem einleuchten müsste, dem ..., wie formuliert es mein anderer ›Sterbe-Begleiter?‹«

Paul legt den Rekorder auf den Tisch und fummelt den Band *Kultiviert Sterben* von Alois Schöpf aus dem Stapel. Schnell hat er gefunden, wonach er sucht, und greift wieder nach seinem Gerät:

»Dem eine totalitäre Ideologie noch nicht den letzten Rest an Humanität aus dem Hirn geblasen hat.« Dann drückt er die Stopp-Taste und legt beide Bücher neben sich auf den Tisch. Noch immer bedeutet Lesen eine enorme Anstrengung für ihn. Buchstaben und Sätze als sinnhaft in seinem Gehirn zu verschalten, und sich den Inhalt zu merken ist noch lange keine Selbstverständlichkeit. Wenn er daran denkt, wie viele Bücher er früher gelesen hat! Sowohl Sachtexte als auch Literatur. Das vollgestopfte Bücherregal ist sein Zeuge.

Über einen längeren Zeitraum hatte er die Fähigkeit, lesen zu können, sogar gänzlich verloren. Nie wird er den Augenblick im Krankenhaus vergessen, als ihm nach seinem scheinbar auskurierten Hirninfarkt ein freundlicher Pfleger eine Zeitung ans Bett brachte, er diese drehte und wendete, ohne mit dem schwarzen Gewimmel auf dem Papier auch nur irgendetwas anfangen zu können. Der Trost der Ärzte, das Phänomen Brain Fog sei bekannt und werde sich geben, half ihm wenig. Erfahrungen anderer lassen sich nicht als Hoffnung in die eigene Not einbauen. Was, fragt er sich oft, machte das Dasein für einen Sinn, wenn die Werkzeuge, durch die es sinnhaft wird, nicht zur Verfügung stehen?

Wieder Rec-Taste.

»Aufnahme 13:

Ich jedenfalls habe beschlossen: Nur dieses eine Mal! Wenn ich siege, gut. Wenn der Krebs wiederkommt, werde ich kein weiteres Mal als Tummelplatz für feindliche Zellen zur Verfügung stehen – und gehen. Vielleicht ist es ja so, dieser Gedanke kommt mir gerade, dass Leute, die bewusst auf den eigenen Tod zugehen, ihn frei wählen, tatsächlich auch mit klarem Bewusstsein im Jenseits ankommen – diesem Jenseits, oder der ›geistigen Welt‹, von der Esoteriker reden. Als Zwanzigjähriger las ich Bücher, deren Autoren sich mit dem Tod und dem, was danach sein könnte, beschäftigen. Ihnen zufolge kommen sowohl Mord- und Kriegsoffer als auch Selbstmörder verstört in der ›geistigen Welt‹ an, weil sie in keiner Weise auf ihren Tod vorbereitet waren. Selbstmord ist jedoch, wie mir gerade klar wird, auch in diesem Zusammenhang der völlig falsche Begriff. Ein Freitod oder assistierter Suizid ist lange überlegt, geplant und letztlich ganz bewusst ausgeführt. Wer ihn wählt, taumelt keineswegs geschockt oder ›verdunkelt‹ hinüber wie ein Seditierter. Die Esoteriker sollten sich uns anschließen!«

Paul stoppt und kichert ein bisschen. Egal, hier hat jeder Gedanke Platz, in diesem Projekt gibt es kein Tabu. Spannend, auf was er wohl noch so kommen wird. Seinem Freund und Anwalt Stefan Ruppert muss er ja nicht unbedingt von dieser Erwägung erzählen. Er legt das Gerät auf dem Tisch ab – es über einen längeren Zeitraum zu halten strengt doch mehr an als gedacht. Er muss die Hände häufiger abwechseln, alle zehn Finger spreizen und die Handgelenke ausschütteln.

Wie weiter? Wäre es nicht besser, eine Pause einzulegen und auf die Terrasse hinauszufahren? Aber die Sonne hat den kleinen Garten noch nicht erreicht. Also abwarten. Er gähnt. Kein Trappeln über seinem Kopf, kein Kinderlachen, kein Mucks im Haus. Draußen, auf der Straße, hört Paul ab und zu ein Auto vorbeifahren, einen Nachbarn in seinen Carport einparken, die Vögel sich gegenseitig ihre Lieder zuzwitschern, das harte kurze Klack an der Scheibe, wenn ein Insekt dagegenfliegt. Ihn umgibt ländlicher Raum, tatsächlich, hier gibt es noch Insekten, die kleine Stadt ist fünfzehn Autominuten entfernt. In den Häusern um ihn herum wohnen ordentliche Leute, die ihre Eigenheime mit korrekt gestutzten Hecken vor neugierigen Blicken ihrer Nachbarn schützen.

Als junger Mann hätte er sich geschüttelt, in eine solche Gegend zu ziehen. Aber jetzt, im Alter, fühlt er sich hier, in der Nähe seiner »studentischen Heimat«, geborgen. Trotz seines nicht gerade gewöhnlichen Lebensstils war da immer eine Sehnsucht nach Ruhe und Bürgerlichkeit. Nach einem Schutzraum.

Paul streicht mit dem Finger über das Metallgehäuse seines Rekorders. Was für ein geniales Teil, dem er seine Stimme und jeden Gedanken anvertrauen kann. Er drückt wieder auf Start, hinter der letzten Aufnahme steht eine 13. Wenn das so weitergeht – keine Sorge, er hat für genügend Speicherplatz gesorgt.

»Aufnahme 14:

Im Mai 2006 juckelte ich mit einem befreundeten Makler in dieser Gegend herum, sah das Haus und wusste sofort: Das ist es! Perfekt für meine Bedürfnisse. Im Gegensatz zur sonstigen Bauweise in dieser Gegend hat es zwei Stockwerke und ist, wie ich gleich bei der ersten Besichtigung sah, solide gebaut. Ich kenne mich aus. Im Lauf meines Lebens habe ich schon etliche Häuser bewohnt – gemietet, gekauft, saniert und wieder verkauft. Einmal ließ ich mich sogar auf die Finanzierung eines großen Bauvorhabens in Amerika ein. Dumm genug!

Drei Monate vor dem Einzug hatte ich es endlich geschafft, Ayla nach Deutschland zu holen und ihrem Bleiberecht durch Heirat eine Chance einzuräumen. Ein unsäglicher Behördenparcours lag hinter uns! Doch wenn jemand in Not ist, muss ich helfen. Ich kann gar nicht anders. Ein Spleen, eine Passion? Mein mir selbst gegebenes Versprechen, Sandkorn zu sein? Egal. Manch einer meiner Freunde zeigte mir einen Vogel.« Paul lacht. »Wir switchen ins Frühjahr 2005. Ein ICE von Stuttgart nach Hamburg, ich sitze in Fahrtrichtung – wenn es irgend geht, handhabe ich das so. Mir gegenüber nimmt eine junge Frau Platz, eine Afghanin, wie sich herausstellt. Und, wie bei längeren Zugfahrten unvermeidlich, wir kommen ins Gespräch. Sie erzählt mir von Ayla, ihrer jüngeren Schwester, die mit sechzehn verheiratet wurde. Gerade hat sie es geschafft, vor ihrem gewalttätigen Ehemann in den Iran zu fliehen und sich dort, mithilfe einer Frauenhilfsorganisation, scheiden zu lassen.

Als ich von ihr hörte, war Ayla gerade zwanzig geworden und saß in Mashhad fest, ohne Beruf, ohne Geld, ohne Perspektive – verstoßen von der Familie. Eine muslimische Frau bleibt bei ihrem Mann, geschlagen zu werden gehört zum Ehe-Alltag. Ihre beiden noch sehr kleinen Kinder hatte sie in Afghanistan zurücklassen müssen. Mehrere Versuche der Schwester, Ayla nach Deutschland einzuladen, waren gescheitert.

Wir saßen im Zug, draußen zog die Landschaft vorüber, ich hörte dieser jungen Frau zu und dachte, das kann nicht wahr sein, wir leben im 21. Jahrhundert, nicht im Mittelalter, und bot meine Hilfe an. In meiner Hybris ging ich davon aus, die Sache rasch und zielführend regeln zu können. Der erste Dämpfer kam prompt, auch meine Einladung wurde ohne eine Begründung abgelehnt. Das konnte ich unmöglich auf mir sitzen lassen, und ich ersuchte um einen Termin in der Botschaft in Teheran. Die Reise war rasch gebucht, mehr als zwei Stunden ließ man uns, Aylas Schwester und mich, vor der Pforte des wenig einladend wirkenden Gebäudes stehen – es war kalt. Überhaupt benahmen sich die Ortskräfte uns gegenüber äußerst arrogant. Als wir endlich ins Innere des Gebäudes vorgerückt waren, bat ich darum, die Person sprechen zu dürfen, die die Ablehnung unterschrieben hatte. Wie deutsch das war! Man geht von Zuständigkeiten aus, die Sachverhalte klären. Aber im Iran lautete die Antwort: Sie können hier niemanden sprechen! Vor Empörung wurde ich laut, der zunächst freundliche Ton meines Gegenübers kippte, das Wachpersonal rückte näher, und Aylas Schwester gab mir zu verstehen, dass es besser sei, zu verschwinden, ehe diese Leute reagierten, wie

es hier durchaus üblich sei. Wütend und desillusioniert verließen wir das Amtsgebäude, warteten etliche Stunden in dem schmutzigen und nervtötend lauten Flughafengebäude, bis unsere Maschine endlich startklar war – und flogen zurück nach Deutschland.

Die Rettung kam von einer anderen Seite. Nach der Schilderung meiner Erfahrungen in Teheran empfahl der rundliche Typ in der Stuttgarter Ausländerbehörde, das Aufgebot zu bestellen – und stempelte alle nötigen Papiere. Eine Aufklärung darüber, dass ich dieser Frau lediglich ein freies, emanzipiertes Leben in Deutschland ermöglichen wollte, ersparte ich dem redlichen Staatsdiener, um den Begriff ›Scheinehe‹ gar nicht erst in seinem Hirn nisten zu lassen. Übrigens: Ich war schon für Emanzipation, als es sie noch gar nicht gab.

Ayla und ich waren nie ein Liebespaar, aber wir respektieren uns, das können nicht alle Paare von sich sagen. Anfangs gingen wir wie selbstverständlich davon aus, dass ihre beiden kleinen Kinder rasch aus Afghanistan würden nachkommen können. Welch großer Irrtum das war! Nach jahrelangem zermürendem Streit mit der Botschaft, dem Auswärtigen Amt, allen Instanzen der Verwaltungsgerichte bis hin zum Bundesverfassungsgericht gaben wir auf. Aber für Ayla war die Sache damit nicht erledigt, ihre biologische Uhr war noch lange nicht abgelaufen. Ein Leben ohne Kinder – für sie nicht vorstellbar. Also regelte sie die Angelegenheit auf ihre Weise, bekam mit einem Mann aus Bangladesch, den sie auf Besuch bei ihrer jüngeren Schwester kennenlernte, und den sie tatsächlich nach Deutschland holte, im Abstand von drei Jahren zwei Söhne. Amar und Milad. Das dritte Kind wird in etwa fünf Wochen kommen. Ayla hofft auf ein Mädchen. Vor Kurzem hat sie den Vater rausgeschmissen. Er taugt nichts. Ich halte mich da raus. Ayla ist eine selbstverantwortliche Frau.

Die Jungs nennen mich Opa, auch wenn ich nicht ihr »Opa«, sondern nur der Mann ihrer Mutter bin. Alles ein bisschen verwickelt oder ganz normal, je nachdem, welchen Standpunkt man bei Betrachtung der Verhältnisse in diesem Haus einnimmt.« Paul muss husten, er stoppt, hustet und hustet, und braucht eine Weile, bis er, mit etwas verkrazter Stimme, fortfahren kann:

»Aufnahme 15:

Nach Unterzeichnung des Kaufvertrags für dieses Haus rückte der Verkäufer, der Bruder der beiden Vorbesitzer, ein Zwillingpaar aus Lüneburg, mit einer Geschichte heraus, die skurriler nicht sein könnte. So etwas hört man nicht alle Tage.

Diese Brüder – ein Klempnermeister und ein Postbeamter – erfüllten sich mit der Errichtung und Einrichtung dieses Hauses ihren Lebenstraum, zogen nach Fertigstellung allerdings nie ein, sondern bewohnten dreißig Jahre lang den Keller. Der Familie wurde nur eine einzige Besichtigung gestattet, durfte aber nur die Nasen an den Fensterscheiben plattdrücken – über die Schwelle kam niemand. Kurz nacheinander sind sie gestorben. Und jetzt der Clou, sie wurden am selben Tag geboren wie ich.

Manchmal frage ich mich, ob ihre Seelen nachts durch die Räume geistern und es missbilligen, dass jetzt jemand darin wohnt. Den Keller habe ich stets nur ungern betreten, als liefe ich Gefahr, einem der beiden dort unten zu begegnen. Überhaupt Keller! Als Junge kroch ich auf Trümmergrundstücken in Resten davon herum und suchte nach Essbarem. Aber in den Keller unseres Hauses in der Blumenau traute ich mich nie. Aus Angst, die Tür könne hinter mir ins Schloss fallen und der holzbeinige Hauswart sie blitzschnell abschließen. Er hasste Kinder. Angsthase, Pfeffernase!, lästerte meine Schwester. Aber das war mir egal. Sollte sie doch runtergehen und weggesperrt werden. Sollte sie doch da unten vergammeln! Mit ihren Affenschaukeln! Wie ich allein diese Frisur hasste.«

Paul stoppt. Irgendwas wollte er doch zu dem Haus noch sagen. Es braucht eine Weile, bis er seinen Faden wieder hat.

»Aufnahme 16:

Als ich Ayla ein paar Monate nach der Hochzeit bei ihrer Schwester in Sinsheim abholte und wir hier einzogen, fühlte es sich so an, als hätte das Haus nach längerem Leerstand nur auf uns gewartet. Dass dann alles ganz anders kam und zunächst keine Kinder mit einzogen, konnte niemand ahnen. Und niemand weiß, ob ich eine andere Entscheidung getroffen hätte, wenn ... na ja, ich bin kein Hellseher.

Schon lange bevor ich aus dem Krankenhaus entlassen und hierher zurücktransportiert wurde, hatten Ayla und ich uns darüber verständigt, dass durch meinen Zustand keinesfalls auch ihr Leben beeinträchtigt werden dürfe. Sie sollte wie bisher mit Amar und Milad im ersten Stock wohnen bleiben und ihren Job machen. Sie entwirft und näht Kleider für eine Boutique in Hamburg. Das hat für uns alle den großen Vorteil, sie ist zu Hause, wenn die Kinder aus der Kita kommen. Gleich nach dem Einzug hatte ich ihr eine Nähmaschine und weiteres Handwerkszeug vorfinanziert, längst

von ihr zurückgezahlt. Das Geschäft läuft. Mit einem orientalischemix-europäischen Mix trifft Ayla offenbar den Geschmack gut situierter Frauen in Hamburg-Eppendorf.

Aus praktischen Gründen wurde mein Pflegebett hier, im Wohnzimmer, und nicht im engen Schlafzimmer aufgebaut. Hier haben die beiden, die mich umsorgen, genügend Platz, und ich kann Tag und Nacht vom Bett aus in den Garten sehen. Am Leben teilnehmen, wie mir die Leiterin des Pflegedienstes die Neumöblierung kurz vor meinem Rücktransport telefonisch schmackhaft machen wollte. Ich habe mich mit diesem Arrangement abgefunden, auch wenn das Ensemble Bett, Nachtschrank, Rollwagen und Toilettenstuhl die Umgebung bizarr verfremdet. Was haben die alten Möbel, Kulisse meiner Kindheit in der Hamburger Blumenau – das braune Bücherregal, zwei hohe Eichenschränke, der inzwischen zerschlissene Sessel, ein klobiger Schreibtisch mit Rollläden, die monströse Standuhr –, mit diesen rein ›praktischen Dingen‹ und ihren aseptischen Oberflächen zu tun? Die Berge ungeordneter Papiere, Zeitungsartikel und Aktenordner zu sortieren oder gar zu beseitigen verbiete ich kategorisch. Trophäen, die sich möglicherweise darin verbergen, wird außer mir niemand finden. Eines Tages werde ich mich darum kümmern.

Übrigens habe ich das Schlagwerk der Uhr, den unbarmherzigen Taktgeber meiner Kindertage, gleich nach Übernahme stumm gestellt. Wie es mir aus dem düsteren Wohnzimmer entgegendröhnte, wie sich jeder Schlag auf mein wild pochendes Herz setzte, wenn ich die Treppe hochgerast kam. Die große Angst, das Schlagen zu versäumen. Stille bedeutete, dass ich zu spät dran war und nur wenige Augenblicke später Prügel auf mich niederprasseln würden.

In den Nächten kommt es mir manchmal so vor, als flüsterten diese Möbel miteinander. Nichts Gutes. In ihnen spukt der Geist einer unsäglichen Zeit, auch wenn der Inhalt der Schubladen schon lange entsorgt ist. Ihr Knacken! Erst seitdem ich in ihrer Nähe schlafe, oder zu schlafen versuche, fällt es mir auf, dieses ständige Knacken, und ich frage mich, warum ich den alten Krempel nicht längst entsorgt, sondern überall hin mitgeschleppt habe. Aus Sparsamkeit? Aus Geiz? Ich hätte diese alten Möbel auch meiner Schwester überlassen und mich stattdessen neu einrichten können. Gönnte ich sie ihr nicht? Hänge ich daran, weil ich sie hasse? Ich weiß es nicht. Wundert euch! Und jetzt? Genau besehen brauche ich nichts mehr davon. Das letzte Hemd hat keine Taschen, sagt man. Sehr witzig.«